

Markus Linnemann

Kodomm

Leseprobe

Es war still. Viel zu still. Vermutlich war auch das ein Grund, warum sich kaum noch ein Mensch in den Wald traute. Die gewohnten Geräusche waren verschwunden. Der Trecker auf dem angrenzenden Feld bewegte sich nicht mehr. Das Rauschen der Autos auf der nahe gelegenen Landstraße war verstummt. Und die Vögel? Es gab kaum noch welche. Genauso wie Schavna über die Menschen hergefallen war, hatte die Krankheit auch die Tierwelt getroffen. Das Leben auf der Erde war beinahe zum Stillstand gekommen. Nur der Wind erzeugte noch ein leichtes Rauschen in den Bäumen.

Die Menschen mieden den Wald, denn es war der Neschkenwald. Er erstreckte sich großflächig zwischen Wirndorf und Vohnau. Der Wald hätte den Menschen Nahrung geben können, denn aufgrund der wenigen noch lebenden Tiere gab es Früchte, Pilze und Kräuter in großen Mengen. Doch die Menschen fürchteten sich vor dem Wald. Die Neschken lebten darin zurückgezogen und niemand hatte jemals einen zu Gesicht bekommen, aber manchmal hörte man ihre Stimmen oder das Galoppieren ihrer Pferde.

Es gab Gerüchte von Menschen, die aus dem Wald nie mehr zurückgekehrt waren. Niemand kannte das Schicksal dieser Menschen, doch insgeheim gab man den Neschken die Schuld daran. In einer Zeit ohne technische Kommunikationsmittel, ohne aufklärende Medien blühte die Fantasie der Menschen und schürte gleichzeitig die Angst vor dem Unbekannten. Trotzdem trieb der Hunger immer wieder Männer und Frauen in den Wald, in der Hoffnung, dort Nahrung zu finden.

Auch an diesem Morgen waren zwei Männer aufgebrochen. Es war noch dunkel und die Sicht zusätzlich durch Nebel stark eingeschränkt. Frank Schmitz und Stefan Rüter hatten genau auf diesen Tag gewartet, denn sie waren davon überzeugt, der Nebel würde ihnen Sichtschutz geben. Vorsichtig arbeiteten sie sich vorwärts, blieben immer wieder stehen und horchten nach ungewöhnlichen Geräuschen.

»Bist du sicher, dass wir hier richtig sind?«, flüsterte Rüter und in seiner Stimme klang die Angst mit, die ihn seit dem Betreten des Waldes ergriffen hatte.

»Na klar, ich kenne die Stelle noch von früher. Meine Mutter ist immer mit mir hier her gekommen, um Blaubeeren zu pflücken.«

Er sah Rüter an und fügte dann hinzu, »Daraus hat sie eine köstliche Marmelade gekocht.«

»Kann es sein, dass du über etwas sprichst, was mindestens dreißig Jahre her ist?«

»Und wenn schon, so etwas vergesse ich nicht«, wiegelte Schmitz ab.

»Ich hoffe du hast recht, denn wenn wir uns hier verirren, haben uns die Neschken am Arsch und darauf kann ich gut verzichten.«

»Hey Mann, bleib cool!«

Schmitz streckte die Hand aus und deutete nach vorne.

»Was siehst du?«

»Nichts. Was soll ich in dieser Nebelsuppe schon sehen?«, entgegnete Rüter und versuchte krampfhaft mit zusammen gekniffenen Augen etwas zu erkennen.

»Genau das ist der Grund. Was wir nicht sehen, sehen die Neschken auch nicht.«

»Bist du dir da sicher?«

Rüter hatte mal gehört, dass Neschken selbst bei Dunkelheit sehen können, da würde sie so ein bisschen Nebel doch erst recht nicht stören.

»Hundert pro«, antwortete Schmitz, »Und jetzt weiter, aber leise.«

Obwohl sich noch keiner bewegt hatte, knackte hinter ihnen plötzlich ein Ast. Fast gleichzeitig fuhren beide herum und sahen in die milchig, dunkle Umgebung.

»Was war das?«, flüsterte Rüter.

»Ein Tier.«

»Und wenn nicht? Wir sollten umkehren und die Sache vergessen.«

Rüters Stimme bebte, sodass Schmitz ihn kaum verstehen konnte.

»Hey, um diese Zeit liegen die Neschken noch in ihren Erdlöchern und schlafen und jetzt los.«

Schmitz sprach für Rüters Empfinden viel zu laut und seine Selbstsicherheit war mehr als unangemessen. Er hätte sich nie darauf einlassen sollen in den Wald zu gehen, aber als Feigling dastehen, wollte er auch nicht. Widerwillig folgte er Schmitz, der bereits ein gutes Stück vorgegangen war. Das unheimliche Gefühl, dass dieses Geräusch absichtlich erzeugt worden war, krabbelte wie ein ekliges Insekt an ihm hoch und ließ ihn nicht mehr los. Er fühlte sich beobachtet und genau das beabsichtigte sein Beobachter offensichtlich. Unsicher drehte er sich immer wieder um, ging teilweise fast rückwärts und stieß ganz unerwartet mit Schmitz zusammen. Beiden Männern entfuhr ein kurzer Schrei.

»Scheiße Mann! Wegen dir krieg' ich noch 'nen Herzinfarkt. Kannst du nicht aufpassen, wo du hinläufst?«, fuhr ihn Schmitz an.

»Was bleibst du auch mitten im Weg steh'n?«, verteidigte sich Rüter.

Doch noch während er die Frage stellte, bekam er auch schon die Antwort. Sein Blick erfasste ein dicht bewachsenes Feld, mit hüfthohem Farn, vor dem Schmitz stehen geblieben war.

»Müssen wir dadurch?«, fragte er zaghaft.

Schmitz nickte.

»Aber wir tun es nicht«, versuchte Rüter sich selbst zu beruhigen.

Genauso gut hätten sie im tropischen Regenwald ein sumpfiges Gewässer durchqueren können. Wenn in diesem Wald etwas auf sie wartet, dann unter diesem Farn.

Nervös blickte er sich um, ohne dabei etwas Verdächtiges zu entdecken.

»Ich kannte mal jemanden, der ist auch losgezogen, so wie wir«, begann Schmitz zu erzählen, ohne dabei den Farn aus dem Blick zu verlieren, »Es ist zwei oder drei Monate her. An dem Abend vorher saßen wir noch zusammen und er hat mir davon erzählt. Wir hatten einen verdammt Hunger. Er sagte, entweder würde er mit etwas zu Essen zurückkehren oder in dem beschissenen Wald verrecken. Es war dunkel und nebelig, als er loszog, so wie heute. Ich sah ihm von meinem Fenster aus nach, bis der Nebel ihn verschluckte. Die ganze Nacht hatte ich wach gelegen und darüber nachgedacht, ihn aufzuhalten. Doch ich tat es nicht. Einer musste es schließlich versuchen und besser er als ich.«

»Was wurde aus ihm? Hast du ihn wiedergesehen?«

Schmitz drehte langsam den Kopf und sah Rüter an.

»Ja, kurz nach Sonnenaufgang kehrte er zurück und er hatte zwei mächtig, große Hasen dabei.«

»Au Mann, das glaub ich nicht.«

»Solltest du aber. Ich weiß auch nicht wie er die Dinger gefangen hat, aber sie haben prächtig geschmeckt.«

»Schon der Gedanke macht mich wahnsinnig. Vielleicht sollten wir auch lieber nach Hasen Ausschau halten?«

»Ach, ich glaube wir wären ziemlich miese Jäger, wir sollten bei unseren Blaubeeren bleiben, die können wenigstens nicht weglaufen.«

Hinter ihnen raschelte das Laub und als Rüter sich herumdrehte, sah er etwas im Nebel verschwinden. Sofort war die Angst wieder da. Schmitz kleine Geschichte hatte sie für einen Moment verdrängt, doch jetzt kehrte sie zurück und diesmal noch intensiver als zuvor.

»Hast du das gesehen?«

»Nein, nichts.«

»Doch, da vorne, zwischen den Bäumen.«

»Na wenn schon, es ist weg, also scheint es sich nicht für uns zu interessieren. Komm jetzt.«

Schmitz betrat als erster das mit Farn bewachsene Feld und arbeitete sich dann Schritt für Schritt weiter vor. Die großen Blätter versperrten ihm die Sicht auf den Boden und ganz allmählich stieg auch in ihm ein ungutes Gefühl auf. Hinter ihm hörte er das nervöse Schnaufen seines Partners. Zweifel an der Richtigkeit dieses Unternehmens breiteten sich aus. Er blieb stehen und sah sich um. Der Farn hatte sie jetzt wie eine große grüne Masse vollständig eingeschlossen.

»Ist es noch weit?«, fragte Rüter, doch Schmitz antwortete nicht mehr.

Hinter Rüter bewegte sich etwas unter dem Farn. Es war unglaublich schnell und kam direkt auf sie zu. Noch bevor Schmitz reagieren konnte, wurden seinem Partner die Beine weggezogen. Rüter stürzte zu Boden und verschwand mit einem gellenden Schrei zwischen dem Farn. Starr vor Entsetzen folgte Schmitz der Spur aus schwankenden Blättern, bis sie im Nebel verschwand. Danach hörte er nur noch die Schreie seines Partners irgendwo aus dem Wald und nach einer Weile verstummten auch die.

In panischer Angst begann Schmitz zu laufen. Er wusste, dass seine einzige Möglichkeit zur Flucht darin bestand, die Zeit zu nutzen, die der Feind noch mit Rüter beschäftigt war. Orientierungslos rannte Schmitz immer tiefer in den Wald. Dünne Äste peitschten ihm ins Gesicht und zerrten an seiner Kleidung. Über sich vernahm er ein Geräusch, doch er wagte nicht, sich umzudrehen. Was immer ihn auch verfolgte, es bewegte sich schneller durch die Bäume, als er am Boden laufen konnte. Wirre Gedanken jagten durch seinen Kopf, auf der Suche nach einer Fluchtmöglichkeit, doch außer Laufen fiel ihm nichts ein und so lief er, bis der Sauerstoffmangel ihn zum Anhalten zwang. Seine Lunge rang nach Luft und vor seinen Augen tanzten schwarze Punkte. Dieses Rennen konnte er nicht gewinnen. Gebeugt hatte er sich auf den Knien abgestützt, jetzt richtete er sich auf, um nach oben zu sehen. Im gleichen Moment schwang etwas auf ihn zu. Messerscharfe Krallen ergriffen ihn und bohrten sich tief in seinen Hals. Für einen Moment blickte er in das hübsche Gesicht eines lächelnden Mädchens, dann wurde er hoch in die Luft geschleudert.